

---

## Martin Krämer-Liehn

„VARIED LIVES, but produced within a common field. [...] The most important similarity among the three is in their manner of work [...]. But their stories reveal other possibilities in the seventeenth century, as they carved out their novel ways of living on the margin.“<sup>1</sup>

### Einleitung. Lust auf Geschichte

Enttäuschend wenig konnte die späte deutsche Aufklärung, mißverstanden als Romantik, ihren Nachbarn näherbringen. Die weitläufige japanische Begeisterung für Schuberts Forelle ist wohl eher ein glückliches kulinarisches Mißverständnis unter Liebhabern von Suppen, in denen die Fische noch richtig lebendig sind. Die dafür benötigte „tückische Trübung“ ist denn auch nicht unbedingt im Sinne von Aufklärung. Einige Jahre schien „le waldsterben“ auf französische Gemüter Eindruck zu machen aber inzwischen hat die EU-Politik Anliegen solcher Art erfolgreich zum Mobilitätshemmnis für Kapital erklärt – no-go-area also. Bleibt ein Wort, das erstaunlicherweise in der Lage ist, ganze Kontinente in Atem zu halten, den amerikanischen vornehmlich: „the wanderlust“.

Was nun aber scheinbar aus Amerika kommt, das gönnen saturierte Spardemagogen hierzulande an den Hebeln der Macht bisweilen sogar noch GeisteswissenschaftlerInnen. Auf der materiellen Basis von Reise-Stipendien, Übersee-postdocs und Archivforschungsmitteln sind alle hier versammelten AutorInnen außer Landes gegangen; nicht nur um das Fürchten zu lernen.

### Nachforschung in Dörfern

Böhmen wurden im neuzeltlichen Europa zum Synonym für die unverstandene Emanzipation aus dem Spätmittelalter. Die gemeinen Leute eines ganzen Landstriches hatte es gewagt, so die Märs, die Waffen einer sozial verstandenen Säkularisierung in die eigenen Hände zu nehmen. Die Trümmerlandschaften der niedergeschlagenen hussitischen Revolution gegen den kontinentalen Obrigkeitsstaat faszinierten und schreckten fast alle Folgeprojekte in jeweils changierenden Codierungen. Wir seien alle böhmische Hussiten, hatte der konservative Spiritualist und Fürstendiener Martin Luther ein Jahrhundert später verbreiten lassen, und den Mißverständnissen

---

1 N. Z. Davis, *Conclusions*, in: *Women on the margins: three seventeenth-century lives*, Cambridge (Ms)/London 1995 [6. Aufl. 2003, S. 203-216, hier S. 203, 209].

damit vorläufig die Krone aufgesetzt. Schenken wir dem rasenden böhmischen Reporter durch Zeit und Raum, Egon Erwin Kisch, Glauben, dann galt es noch im Barock als schicklich, bei der Durchreise durch die verruchten böhmischen Länder, entgegen allen leiblichen Bedürfnissen, die Karosse verschlossen zu halten. Wer zu Fuß die Landschaft in den Jahrhunderten nach der Schlacht durchreiste, machte demnach also unweigerlich Bekanntschaften der gefährlichen Art.

### Kleines tut Groß

Nun ist es Zeit zu verraten, daß dieses Heft auf einer gemeinsamen Wanderung durch die tschechisch-sächsische Schweiz entstanden ist. Eine polnische Fachkollegin faßte ihre Verzweiflung mit der ungewollten Mittlerrolle nach Tagen der Geduld in dem Ausruf zusammen: „Könnt Ihr Deutschen denn nie nicht stille sein?“ (Das Polnische lehrt wie das Bayerische die Notwendigkeit doppelt zu verneinen.) Sie hatte recht. Immerzu wurde geplappert, durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag. „Es ist wie mit den Möchtegemstudierten in Thomas Manns Doktor Faustus“, fuhr sie fort, in Rage: „Immer reden sie auf ihrem Weg zur Wartburg. Das war in den 20ern. Euer Land hat vorher Schlimmes zustandegebracht und danach Schlimmeres, aber Ihr redet nur immer.“ Savoir engagé wurde nun also auch zum Diskussionsthema. Das Ergebnis überstieg selbstredend alles, was ein Comparativ-Heft zu fassen in der Lage wäre. Monate der Arbeit an diesem Band galten dem Kürzen der Beiträge. Schließlich erklärte der eigentliche Ideengeber für diesen Mikro-Makro-Schwerpunkt, Michael Zeuske, auf einer kleinen Redaktionsbesprechung in Havanna, daß er seinen Beitrag zurückzieht, um den „jungen Leuten“ die Bühne freizugeben. (Dabei ist so manche junge Feder altbackener als die des Professors aus Köln.) Aber auch unter sich wurde es ihnen dort bald wieder zu eng. Was wollen diese Leute überhaupt, außer daß ihnen zugehört wird? Und ist das denn recht eigentlich reif für die Tribüne?

### Produktive Anfechtungen

„Ihr kommt von den Sauerdatteln nicht los“, von den lokalen Anliegen, und vergeßt, was global auf dem Spiel steht, ruft man uns diese Saison von der Bochumer Bühne zu. Gemeint ist die Bewegung gegen kommerzielle Globalisierung („Die Optimisten“, mit Bochumer Premiere, Theatersaison 2003/2004), deren Weltsozialforum in Indien abermals pries, global zu denken, um lokal zu handeln; dabei aber fast aus den Augen verlor, daß der Hafen Mumbays schon Tage vorher von der US-Kriegsmarine in Beschlag ge-

nommen worden war; für den Fall nämlich, daß diese makro-mikro-Maxime einmal tatsächlich dialektisch vom Kopf auf die Füße gestellt würde. Bevor wir uns aber dieser Aufgabe im historiographischen Feld widmen, bringen wir die konträren Schulen der Sozialgeschichte (als US-Import der 1960er) und der Mikrogeschichte (als Italien-Import der 1980er) auf die knappste und deshalb notwendigerweise unverschämte, vielleicht sogar ungerechte Formel, in der sie unserer Generation gegenüberreten.

### Sozialgeschichte – Makrovergleiche

Sozialgeschichte ist ein Aufbauprodukt. Ein Kontinent lag in Trümmern. Der Adenauerstaat söhnte sich mit seinen Nazigrößen aus, und in der Geschichtswissenschaft versöhnten sich diese wiederum mit amerikanischem Pragmatismus. Diesseits wie jenseits der Ostgrenze Trizonesiens suchte man nach einer praktikablen Mischung zwischen dem dialektischen Materialisten Karl Marx und dem Midwest-Senator Joseph McCarthy. Das war erfrischend neu. So erfrischend, daß man damit besser unter sich blieb. Bis in die Mitte der sechzig Jahre fand beispielsweise keine dieser Marxlektüren den Weg zu einer öffentlich zugänglichen bundesdeutschen Ausgabe. Trizonesier waren bereits für den Koreakrieg mit ihrer neuen Rolle in der weltweiten Arbeitsteilung vertraut geworden: Böller statt Brot. Wer sich für fortschrittlich hielt, las Böll, nicht Marx (woher denn auch?). Die Spätfolgen sind verheerend. Noch heute dozieren BRD-sozialisierte WissenschaftlerInnen moralinsäuernd von „Milieus“ Böll'scher Horizonte (wenn sie ausgesprochen müde sind). Aber die Sozialgeschichtler der ersten Generation (Conze, Schieder) wie die der folgenden (Kocka, Wehler) nahmen sich, was sie brauchen konnten. Sie bedienten sich bei Karl Marx wie zeitgleich Walter Ulbricht bei McCarthy, der dann ja bekanntlich Ernst Bloch aus Leipzig hinauskomplimentierte mit dem denkwürdigen Substrat jener bleiernen Zeit beiderseits der Mauer: „Diese Utopie können wir nicht verwirklichen („Spießbürgerphrase“ nannte Adorno das, der der Midwest-Variante gerade glücklich entkommen war). Und wir wollen sie auch gar nicht verwirklichen!“

Keine Experimente! Diese merkwürdige, utopiefeindlich aufgeklärte Einheit der geteilten Epoche rettete einigen geistesverwandten ProtagonistInnen auf der Ostseite nach Überwindung der sichtbaren Mauer immerhin Kopf und weißen Kragen. Die meisten ihrer KollegInnen aber wurden von den Vaterfiguren der westlichen Disziplin in jener einzigartigen Selbstverstümmelung deutscher Wissenschaft von heute auf morgen schleitweg abgestempelt – eine der absurdesten Maßnahmen zur Zurückdrängung unamerikanischer Einflüsse diesseits des Atlantik. Unsere „Generation“, von der im

Titel so hochfahrend die Rede ist (der Autor dieser Zeilen ist Jahrgang '71), hat diese Vergeltung prägenderweise als ziemlich junges Gemüse miterlebt. Aus dem Kreis meiner LehrerInnen an der Geschichtsfakultät zu Halle an der Saale flogen nun solche zuerst, die es in der späten DDR beispielsweise gewagt hatten, Schriften von Walter Benjamin zur öffentlichen Lektüre zu bringen. Und was packten die reichlich drittklassigen westdeutschen Ersatzkader, die für die nunmehr freievaluierten Plätze Schlange gestanden hatten, aus ihren groß herauspolierten Assistentenkofferchen? Sozialgeschichte: ein bewährtes Aufbaumittel, nun auch in Neufünfland. Es dauerte nicht lange, und ich verließ das derart weißgewaschene und dabei eingelaufene Geschichtsstudium, wenige Zeit später auch Deutschland.

McCarthy nahm den Stich. Hatte jemand des Montags noch ernstlich etwas anderes erwartet? Sozialgeschichte war lange vorher zur Richterin über Gut und Böse im sozialwissenschaftlichen Geschäft der BRD avanciert. Dementsprechend zittert beispielsweise die so ehrgeizig aufstrebende Kulturgeschichte noch heute vor ihrer etablierten Macht und imitiert sozialgeschichtliche Subordinationsrituale, wo immer sie nunmehr das Heft in die Hand bekommt.

Wenn ich heute die komparativ kategorisierenden Abhandlungen deutscher SozialgeschichtlerInnen lese, ist mir mitunter, als hörte ich das Knarren uralter Schubladen. Hinter dem amerikanischen Chique liegt der Aktenstaub von Jahrhunderten obrigkeitsstaatlicher Verwaltungshandlung. Reden sie von Klassen, so schlägt die administrative Langeweile die Trommel dazu. Sie ordnen sich die soziale Welt wie einen preußischen Kasernenhof. (Immerhin ordnen sie und huldigen nicht dem Wildwuchs und der deutschen Mythologie wie all die Generationen zuvor). Ihre letzte Instanz ist die Nation. Wie ihr Übervater Bismarck oder die in ihren besetzten Provinzen so allmächtige OberOst-Verwaltung des ersten Weltkriegs haben sie einen Blick für jede Regung im vielgestaltigen sozialen Körper, der ihnen von Amts wegen unterstellt ist. Aber bei all dieser Übersicht und Umsicht haben sie doch nur eine Perspektive. Es ist direkt zum heulen, auch für sie selber übrigens. Mit dieser Perspektive stehen sie und fallen sie. Erfahrung macht nicht unbedingt klug, erst wenn sie so richtig auf die Nase gefallen sind, sprechen sie nicht mehr von Klassen, sondern machen – wie alle alten Leute im Wissenschaftsbetrieb, die gelernt haben, mit Einfällen sparsam zu haushalten – „intellectual history“. Nicht immer bleibt diese dann so unverbindlich rosarot wie die Etikette der Sozialgeschichte; es eigentlich verlangen würde. Tja, alternde Herren ... aber das ist ein anderes Thema.

## Mikro-Geschichten, Gegengeschichten

Mikrogeschichte dagegen ist ein Spaltprodukt – eine soziale Bewegung lag in Trümmern. Im Wissenschaftsbetrieb waren nach 1968 Kapazitäten aufge-  
laufen, die zyklischer Überproduktion im Wissensbetrieb kapitalistischer  
Produktionsverhältnisse und ihrer Umschichtung im Wege standen. Italien  
wurde Ende der siebziger Jahre zum Fanal dieser Verweigerungsstrategie.  
Aussichten auf soziale und intellektuelle Emanzipation erwiesen sich komplizierter mit jeder Niederlage gegen das Establishment. Die Italienische  
Kommunistische Partei (PCI) griff bereits zu diesem Zeitpunkt unter dem  
Decknamen „Eurokommunismus“ gewissermaßen nach den Sternen. Mit ihr  
griff (und grabste) schon damals jener später erste und einzige Minister-  
präsident ihrer Mitte, Massimo D'Alema, der 1999 kongenial mit NATO  
und EU die Bombardierung des Nachbarlandes Jugoslawien befahl.

Das Ende der siebziger Jahre nahm das Ende des Jahrhunderts, den Auf-  
stieg des Thatcherismus zur Leitideologie der Sozialdemokratischen Interna-  
tionale, bereits als Negation vorweg. Der Verzicht auf einen sozial verant-  
worteten Begriff gesellschaftlichen Fortschritts wurde frühzeitig regelrecht  
zu einem neuen Credo aufgewertet. Auf den Werkstoren der Fiat zogen die  
erfolglosen Streikposten zeitgleich die roten Fahnen der parteifernen Fabrik-  
besetzerInnen ein (auch die mit jenem sympathisch romanisierten Abbild  
von Karl Marx). Sie gaben auf, ihre Arbeitsorte als die eigenen zu reklamie-  
ren; so wie eine Generation später die ArbeiterInnenräte der zwischenzeitig  
Fiateigentum gewordenen jugoslawischen Zastava- (Fahme-) Werke, deren  
Nachtschicht die NATO am 10. April 1999 unter den Trümmern ihrer nun-  
mehr eigenen Fabrik begrub. Aber all das wurde vorweggenommen im Italien  
der späten siebziger Jahre. Nicht nur die kommunistische Partei, auch die ihr  
zumindest in Italien offen entgegengesetzte Soziale Bewegung hatte auf dem  
erklärten Feld der Hauptauseinandersetzung kapituliert. Es blieben zahllose  
Nebenschauplätze. Verzeitelung wurde regelrecht zur wissenschaftlichen  
Überlebensfrage.

Zu dieser Zeit zog eine Generation institutionell gesehen überflüssiger  
HistorikerInnen aufs Land, um in den Hütten – nicht mehr in Palästen – nach  
Sternenstaub zu suchen. Walter Benjamin hatte angesichts seiner analogen  
Recherche de la Révolution perdue bis 1940 in den Passagen von Paris wie  
Gramsci die Hoffnung formuliert, daß der bürgerliche Intellektuelle – wenn  
schon nicht in der Lage, seine Klasse zu verlassen – dann doch wenigstens  
seine Klasse verraten könne. Nichts dergleichen leistete die Mikrogeschich-  
te. Während die Verkehrsformen der nun Etablierten als Sozialgeschichte im  
wesentlichen aus der USA eingeführt worden waren, wurden zumindest die  
italienischen Mikrohistoriker von Bedeutung nach Jahrzehnten sorgfältig

provocierter Etablierungsintrigen im wesentlichen in die USA ausgeführt. Zurück blieben Schulen in der Alten Welt, die sich immerhin eine gewisse Ausstattung erstritten hatten. Göttingen und später Erfurt avancierten so auf der historiographischen Landkarte zu Orten des „small is beautiful“; kurzfristige Investitionsprojekte, in der *longue-durée* betrachtet. Zwei Topoi entglitten diesen Suchbewegungen am Rande der noch geförderten Wissenschaftslandschaft: zum einen die scheinbar unaufhaltsame Annäherung an das Religiöse; zum anderen ein regionalgeschichtliches Rendezvous mit dem grün-schwarzen Unternehmertyp von nebenan. Dies sind fürwahr merkwürdige Bonsaibäumchen nach all den Jahrzehnten einer sich hegrenden Betrachtung. Die dänischen Dogmafilmer haben sich bei verblüffend ähnlicher Strategie denn doch mehr Biß bewahrt. (Immerhin bescheiden sie sich und huldigen nicht dem diskursanalytischen Wildwuchs oder den protzigen amerikanischen Eisschränken der BRD-Sozialgeschichte wie all die KarrieristInnen nach ihnen).

### Lokal denken – global handeln

Ich habe die diesjährige Theatersaison weder in Deutschland noch in Dogville verbracht, und ich bin froh drum. Dieses Heft entstand in Havanna und New York. Ich habe dert die handfesten böhmischen Industrieorte, anhand derer ich in diesem Jahrzehnt das emanzipative Vermächtnis der ArbeiterInnenbewegung aufarbeite (Třinec, Kladno, Varnsdorf und Zlín), durchaus besser verstehen gelernt. Anderen meiner Generation ging es ähnlich.

Unsere Mitautorin *Adina Lieske* ist nach Zürich gegangen, um ihre Doktorarbeit über Leipzig und das böhmische Plzeň abzuschließen und weiterzudenken. Ihre Promotion, bei Jürgen Kocka in Berlin angesiedelt, kommt sozusagen aus dem Flaggschiff der deutschen Sozial- und Strukturgeschichte, dem ZVGE, dem Zentralinstitut, nun seinerseits in Abwicklung. Aber als wären alle Revierkämpfe und die hochpeinliche Hackordnung der achtziger und frühen neunziger Jahre vergessen, beruft sie sich wesentlich auf mikrogeschichtliche Methodik. Inwieweit sie dabei Mikro- oder vielleicht eher Lokalgeschichte im Sinn hat, wird der/die LeserIn auf eigene Faust erkunden können. In ihrer Recherche zum „Gesang großer Chöre“ ist eine Sozialisationserfahrung in der westdeutschen Sozialgeschichte dialektisch aufgehoben.

Die umgekehrte Reise hat *Wulf Wäntig* angetreten. Seine Promotion bei Hans Medick in Göttingen und Erfurt, für die er viele Male über die Grenze zwischen Sachsen und Tschechien gewandert ist, hat das klassische Feld der zu rekonstituierenden Mikrokontexte, die Dorf- und Biographiestudie, bewußt verlassen, allerdings ohne sich dabei am Ende selber „exulieren“ zu lassen. Gleich eine ganze Handvoll Dörfer hat er dafür unter die Lupe ge-

nommen, von denen er am Ende nicht mal mehr mit Bestimmtheit sagen wollte, ob es denn nun Böhmisches Dörfer seien oder protestantisch exulierte. Er ist der einzige hier vertretene Autor, der sich nicht nur verbal auf Mikrogeschichte bezieht, sondern auch eine demographische Familienrekonstitution aufzuweisen hat, eine Fleißarbeit von Jahren. Gleichzeitig sucht er die Perspektivwechsel und den Dialog. Wenn mikrohistorisch Arbeitende das Transnationale und Transkonfessionelle von Grenzdörfern aufspüren, ist endlich ihr Schritt zu Comparativ nicht mehr weit. Wir feiern diese für beide Seiten vielversprechende Tendenz mit dem ersten Beitrag in diesem Heft.

*Johannes Dillinger*, inzwischen verantwortlich für eine DFG-Nachwuchsgruppe in Trier, ist ein Transatlantiker par excellence. Er kennt mehr heimische Ecken in Boston als in der Geburtsstadt von Karl Marx, wie seine Brieffränder für das Zustandekommen dieses Heftes anschaulich schildern. So kann er dem Dialog mehrerer Perspektiven nicht nur unter historischen Schulen, sondern unter seinen ruralen Akteuren der frühen Neuzeit beiderseits des Atlantik ein offenes Ohr leihen. Was als ländlich-kosmopolitische Übung im gemeinhin konservativen Feld der Verfassungsgeschichte daherkommt, ist bei genauerem Hinsehen eine sozial- wie regionalgeschichtlich elegant vergleichende und präzise argumentierende Studie zur Ideologiekritik jener, die glauben, eine nationalgeschichtliche flat-rate auf historische Demokratie gebucht zu haben.

Wulf Wängts Auswanderung aus Sachsen führte ihn schließlich in die reunifizierte Hauptstadt. Auch Thomas Müller folgte dem Ruf jenes unverschämte verheißungsvollen Schlagers der zwanziger Jahre: *„Du bist verrückt mein Kind, Du mußt nach Berlin. Denn wo die Verrückten sind, Da mußt Du hin!“* Angemessenerweise beschäftigt sich der gelehrte Arzt und Medizinhistoriker an der Charité auch beruflich mit der Geschichte der Unterbringung von sogenannten „Verrückten“. Noch einige entscheidende Jahre, bevor sie zu Schlagerhelden avancieren konnten, wurden in ländlich konstruierten Familien erste Wege aus dem industriellen Wegschließen in Massenverwahranstalten des 19. Jahrhunderts gewagt. Die Patriarchen dieser Auswege waren – auch wenn sie sich noch so rural und national gaben – eigentlich europäische Kosmopoliten, wie Thomas Müller biographisch rekonstruieren konnte. Sie arbeiteten in Dörfern, verglichen dafür eifrig über alle Grenzen und krönten ihren Ehrgeiz schließlich mit Renommee in den großen Städten jenes Vorkriegseuropas, das ja bis zum Ersten Weltkrieg praktisch keine Visagrenzen kannte und prinzipiell eine einheitliche (französische) Währung akzeptierte. Vielleicht ist es unter ComparativleserInnen nur nötig zu erinnern, daß die EU trotz ihrer pompösen Maifeierlichkeiten in diesem Jahr noch weit hinter einer Beseitigung der Folgen jener Katastrophe von 1914 zurücksteht.

Einzigste Ausnahme der ersten flüchtigen Währungs- und Migrationsunion des europäischen Industrialismus vor dem Krieg war und blieb Rußland, der „große Wal“ wie es DH Lawrence in besserer Gesellschaft angelsächsischer Dauerurlauber auf Sizilien in den zwanziger Jahren zu nennen beliebte. Übrigens machte er solche Rußland-Bemerkungen unwidersprochen und auf der Grundlage purer Vorurteile, d. h. ungetrübt durch den leisesten Anflug von Kenntnis oder gar Empirie. Nicht schlecht auf den Hund gekommen war also dieser einstige Arbeiterschriftsteller, Sohn seiner Klasse.

Die fabrikarchäologischen Untersuchungen entgegengesetzter Entwicklungstendenz in und um die russisch-ukrainische Industriemetropole Charkov 1917–1927 bilden den Ausgangspunkt für den abschließenden Beitrag dieses Schwerpunktes. Nicht die Wiederetablierung autokratischer Herrschaftsmuster in Verwaltung und Werkstätten der Nachkriegsjahre konstituieren dem dabei entwickelten Geschichtsverständnis naeh die für uns relevanten sozialen Erfahrungen, auch wenn Sovietologen und neuerwärmte kalte Krieger unverändert auf diesem Dogma bestehen. Machen wir uns *Martin Krämers* Vorurteile über Rußland zu eigen, dann hätte die Revertikalisierungsentwicklungen auch ein ab 1916 ausstehender rechter Militärpntsch betrieben, und Putins postsowjetischer Makroraum hatte einer solchen Mikroprogrammatur dementsprechend nicht Wesentliches mehr hinzuzufügen. Bemerkenswert im Hinblick auf die weltgeschichtlichen Konsequenzen des Beginns unserer Zeitgeschichte 1917, so argumentiert die abschließende Problemskizze, sei vielmehr die konzertierte Aufhebung des patriarchalen und kapitalistischen Fabrikregimes 1917ff (inclusive gutsherrschaftlicher Prototypen der Agrarfabrik). Diese kollektive Leistung an den Orten gesellschaftlicher Produktion und Reproduktion sei im Kleinen noch nachhaltiger und besser dokumentierbar als im Großen, wird behauptet. Die Folgen im Großen allerdings bilden eingeständenerweise das Leitmotiv des hier zur Diskussion gestellten komparativen Untersuchungsvorhabens. Die spezifische Qualität der russischen Revolutionserfahrung und ihre institutionelle Form der ArbeiterInnenräte an den Orten und in den Nachbarschaften der Produktionsstätten wäre demnach zentral für nachfolgende Entwicklungen sozialer Emanzipation gegen die globale Hegemonie bürgerlicher Herrschaftsverhältnisse. Diese zunächst russisch codierte, weitgehend im Land selber schon neutralisierte und für alle Beteiligten der entstehenden Weltgesellschaft alles andere als eindeutig lesbare Signalwirkung ermöglichte erst, so die hier vorgestellte Arbeitshypothese, jene Neukonstitution der Souveränität von Produktionsöffentlichkeiten im tschechischen Industriekomplex ab 1945 und schließlich in der kubanischen Peripherie 1959. Was so mikroempirisch als ArbeiterInnenmacht beschreibbar ist – auch wenn diese z. T.



schon nach Monaten wieder zu vertikalen Bewegungszusammenhängen zurückgerann –, geschah dem zur Diskussion gestellten Verständnis nach als beispiellose Synergie in den Köpfen und Kollektiven, vermittelt der Assoziation qualifizierter Arbeitsfähigkeiten und der Hände zu ihrer Verwirklichung; nicht aufgrund einer bloßen Macht der Bajonette und dem Stolz, bzw. Verrat großer Männer, wie uns die Historismen neuerer Konjunktur altgläubig lehren wollen.

Die Rolle der US-Schiffe im Hafen von Mumbai 2004 und in der kubanischen Schweinebucht von 1962 unterscheidet also wesentlich jenes Bewußtsein, das dem progressiven 19. Jahrhundert im Rückblick auf die französische Revolution nur zu vertraut war: daß nämlich die geschichtliche Erfahrung den erlernten Fertigkeiten unserer eigenen Generation um Wesentliches voraus sein kann.

Wenn etwas mir Lust auf Geschichte macht, dann sind es Entdeckungen dieser Art. Sie motivierten mich z. B., diesen Band zusammenzutragen, und unter anderem auch jene unstillbare „wanderlust“, ihn wieder und wieder zu lesen. Kleine Spaziergänge sind es, in denen unsere Generation übt, einst die Welt ... [unerwarteter Trommelwirbel, ein Raunen geht um die Manege, dann fällt der Vorhang ...] „Meine Damen und Herren, hochverehrtes Publikum; nicht Mikro, nicht Makro – [... atemberaubende Stille unterm weiten Zirkuszelthimmel ...] Weltgeschichte ist unser Ziel! Hier sehen Sie den brennenden Reif, ohne Trapez, ohne doppelten Boden, ohne Feuerlöscher ... also, Greise von Morgen, reif für den großen Sprung nach vorn?“

Übrigens, für alle, denen es bis jetzt noch nicht klar geworden ist: Vorworte gehören überblättert!

Havanna und New York im Frhjahr 2004